Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 22 (1917-1918)
Heft: 3

Artikel: Jaköblis Weihnachtsbaum
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-311291

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jaköblis Weihnachtsbaum.[1]

„Ich hab' einmal ein Büblein gekannt, hat Jaköbli geheissen und ist von der Armenpflege bei einem Bauern da im Dorf unten verkostgeldet gewesen, weil es ohne Vater und Mutter war. An einem Weihnachtsmorgen, früh vor Tag, stand Jaköbli mit plattgedrückter Nase am Fenster eines Nachbarhauses und sah sich die Herrlichkeiten des Weihnachtsbaumes an, der drinnen auf einem niedrigen Tischchen mitten in der grossen Stube stand. Der winterliche Biswind hauchte ihm Hals und Backen an; er schnüffelte unverschämt in die geflickten Hosensäcke hinein, in denen Jaköblis geballte Fäustlein steckten.

Aber der empfand die Kälte nicht. Er musste nur sehen und staunen. Staunen, was aus dem bescheidenen Tannenbäumchen über Nacht geworden war, das Brunnhofers Knecht Peter gestern abend vor seinen Augen droben im Geissholz aus dem jungen Wuchs herausgehauen. Wie hatte die Brunnhoferin mit ihren klobigen Händen in wenigen Stunden so etwas zustande bringen können! Denn das Bäumchen war wie von einem silbernen Regen umflossen, und die vielen Kerzenlichter auf den Zweigen spiegelten sich in roten, grünen und goldenen Kugeln wieder, so dass ihrer unzählige wurden und man sich ordentlich auf sein bisschen Verstand besinnen musste. In dichten Zweigverstecken sassen unter Mandelschnitten und Lebkuchenherzen schöne gelbe Wachsvögelein vergnüglich in sattgrünen Moosnestchen; und zu oberst auf dem Gipfel drehte sich die fünffarbige Zauberlaterne, bald in heftiger Eile, bald mit zögernder Bedachtsamkeit: grün — gelb — blau — — rot — — — violett. . . Jaköbli hätte darauf geschworen, bei jeder Drehung käme eine neue, noch nie gesehene Farbe zum Vorschein.

Eines war ihm schier unverständlich: die unumschränkte Besitzerin des Wunderbaumes und aller seiner Schätze, die kleine Brunnhofer-Anni, konnte jetzt in der Ofenecke sitzen und mit zarter Hingabe eine alte, einarmige Puppe wiegen und in Schlaf singen:

Bäbi, tue dini Äugli zue,
Bruchsch dänn weder Strümpf no Schueh:
Übers Johr, dänn si' mer rych,
Muescht en Christbaum ha wie-n-ich.
Schlofe, Bäbi, schlofe! . . .

Unversehens hatte die Kleine nun das Gesicht im Fensterrahmen entdeckt und fuhr aus ihrem Winkel auf. — „Aeh — der Jaköbli, der Jaköbli!“ Da duckte sich der erschrockene Lauscher unwillkürlich fast bis auf die Steinfliesen nieder, die rings um das stattliche Haus herumliefen, und machte sich hierauf flink über die gefrorene Strasse hinweg nach Kollers Viehstall hinüber, wo die halbblinde Laterne nach wie vor am Nagel hing und ihn jetzt aus russigen Scheiben vorwurfsvoll anblinzelte. „Wo steckst du denn, Taugenichts? Weisst du nicht, dass du ein Gemeindebüblein bist und für dein Essen und deine Höslein etwas schaffen musst? Hurtig, oder ich verklatsch' dich bei der Kollerin!“

Jaköbli griff mit seinen frierenden Händlein eilig nach Striegel und Bürste. Er freute sich der wohligen Wärme im Stall, darin er nach und nach gleichsam

[1] „Aus meinem Sommergarten“, von Alfred Huggenberger. Verlag Huber & Co., Frauenfeld. (Mit gütiger Erlaubnis des Verlages abgedruckt.)

wieder aufzutauen begann. Er freute sich der gehabten Augenweide, die sein Herz mit einem wunderlichen Gefühl heimlichen Reichtums erfüllte, wie er denn nicht eine Sekunde daran dachte, das Anni um sein Glück zu beneiden. Wenn er den Baum nur hin und wieder verstohlen ansehen durfte! Das Rind Weisshorn, dem er sonst jeden Morgen besonders guten Tag sagte und dem er gern verstohlen etwas von seinen kleinen Sorgen und Anliegen vorplauderte, wandte sich mit fragenden Glotzaugen nach ihm um: „Hast du mich vergessen?“ Er streichelte ihm den Hals und sagte ganz laut: „Ja — wenn ich dir halt das erzählen könnte! . . .“

Jaköbli versäumte nicht, jeweilen beim Zunachten, wenn drüben die Kerzen brannten, für ein paar Minuten hinüberzuschleichen und seine Seele am Anblick des Wunderbaumes zu erlaben. Nach und nach kam es ihm vor, als ob das zarte junge Tännchen, das er nun nicht mehr, wie zuerst, um seines frühen Todes willen bedauern konnte, von allem doch das Lieblichste wäre. Was hätten auch die vielen Kerzlein, der Silberregen und die Wachsvögelchen für sich allein anfangen wollen? — —

Aber eines Abends blieb das wohlbekannte Fenster drüben dunkel und tot. Als Anni am Morgen den Vögeln Futter streute, machte sich Jaköbli an sie heran und fragte bescheidentlich, aber mit klopfendem Herzen, was denn mit dem Christbaum wäre?

Sie lachte überlegen. „J — was bist du für ein Dummer! Glaubst du, es könne das ganze Jahr Weihnacht sein? Das Christkindlein hat alles heimgeholt, was man nicht essen kann. Übers Jahr, da bringt es die Sachen wieder, mit einem neuen, viel grösseren Christbaum. Ein gutes Gedächtnis muss es schon haben und recht viele Schachteln und Schränklein, dass es nicht ein allereinziges Mal auch nur eine Glaskugel verwechselt oder ein Nestvögelchen.“

Jaköbli schüttelte nachdenklich den Kopf, er kam da nicht recht mit. Jaa — und der schöne Tannenbaum — was soll denn aus dem werden?“ fragte er endlich bedrückt.

Doch als er sich nach Anni umsah, trippelte das Kind bereits schnellfüssig dem Hause zu und verschwand hinter der schweren, eichenen Türe, aus der gleich darauf der Knecht Peter trat, ein zerzaustes, schäbiges Tännchen in der Hand. Er tat ein paar Schritte auf die Hofreite hinaus und warf das Bäumchen mit verächtlicher Gebärde in weitem Bogen auf den neben der Scheune aufgeschichteten Haufen Reisigäste, auf dem es sich mehrmals überschlug, um zuletzt in elender Hilflosigkeit wieder herab und bis hart an den Rand der nahen Mistgrube zu kollern.

Da lag nun das Bäumchen einen ganzen, lieben Tag, verschupft und verachtet Jaköbli musste immer wieder von seinem Scheitstock aus hinübersehen. Kam denn niemand, es zu erlösen und wieder ein ganz klein wenig zu Ehren zu ziehen?

Am Abend, als es bereits ordentlich dunkel war, nahm er sich ein Herz und tappte vorsichtig nach dem Scheunenplatz hinüber. Und es war ihm, als ob das Tännchen bittend die Zweige zu ihm emporstrecken würde. „Hilf mir, Jaköbli, hilf mir, ich bin allen Leuten zum Gespött! Und ich fürchte mich so vor der greulichen Grube!“

Da machte er sich mit emsiger Hast daran, eine Anzahl der dichtverzweigten Tannenäste vom Haufen zu reissen und beiseite zu legen. Er wollte dem armen Tännchen eine Art Schlupf und Nest schaffen und es dann sorglich und

behutsam zudecken, damit es sich nicht mehr zu schämen und Angst zu haben brauche.

Wie er so an gar nichts Ungutes dachte, fühlte er sich plötzlich von einer rauhen Hand am Kragen gefasst und derart grob hin- und hergeschüttelt, dass er vor Schrecken und Schmerz laut aufschreien musste. In sein Kreischen hinein fuhr die hölzerne Stimme von Brunnhofers Knecht Peter:

„So, da haben wir ja den Holzschelm endlich doch erwischt! Wart, Lausbub, dir wollen wir das Lederzeug anstreichen!“

Es half nichts, dass Jaköbli verzweifelt seine Unschuld beteuerte, er bekam Klaps um Klaps, und als er sich endlich glaubte losgerissen zu haben, da hatte ihn richtig seine Meistersfrau, die Kollerin am Ärmel, die auf den Lärm hin auch herübergekommen war. Sie versicherte dem mit der Laterne in der Hand unterm offenen Scheunentörchen stehenden Brunnhofer mit einem unendlichen Schwall von Worten, dass der Schlingel auf Ehre und Eid von sich aus auf die Idee gekommen, rein aus angeborener Stehlsucht, und dass sie sich als eine rechtschaffene Frau in den Erdboden hinein schämen würde, so ein anvertrautes Geschöpfli zu etwas Unrechtem anzuhalten. Aber das habe man halt mit derlei herumgeschlagenen Gofen: während man ihnen mit vieler Mühe das Rechttun beibringen wolle, komme man selber noch mit ihnen um Ehr und guten Namen!

Zum Schluss sollte der Jaköbli nun bekennen. Nichts wie bekennen.

Aber er bekannte nicht; und weil jeder seiner Versuche, sich zu rechtfertigen, einfach im Lärm verloren ging, gab er sich zuletzt gar keine Mühe mehr. Er liess alles Unrecht, auch die Schläge der ob seiner scheinbaren Verstocktheit immer härter aufgebrachten Kollerin, wie ein böses Wetter über sich ergehen, versäumte aber daneben nicht, die erste beste Gelegenheit zum Ausreissen flink beim Schopf zu fassen. Er drückte sich um die Schopfecke herum und verbarg sich weit droben in den Baumgärten in einem alten Geschirrhäuschen.

Während die Lichter im Dorf mählich zu erlöschen begannen und ihm die Kälte immer härter zusetzte, schlich er sich in Brunnhofers leeren Schafstall hinab, dessen Gelegenheit er kannte. Er hörte ganz gut, wie die Leute draussen nach ihm fragten und mit einiger Besorgnis nach ihm suchten; aber er hätte um keinen Preis den Mut gefunden, zu ihnen hinauszugehen.

Er liess sich auf einen Strohbund nieder und sann und kämpfte mit der grossen Not, die wie ein Alp auf seiner Seele lag. Wenn er nach Hause ging, schlug ihn der Koller halb tot. Und wenn er am Morgen die schwere Milchtanse zur Käserei trug, riefen alle Dorfkinder „Holzschelm, Holzschelm!“ hinter ihm her. Vielleicht sogar das Anni . . .

An keiner leisen Hoffnung und an keinem rettenden Gedanken vermochte er sich für Augenblicke aufzurichten. Lichtlos und traurig lag sein Weg vor ihm. Er sah sich verschupft und verachtet, immer und von allen . . .

„Wenn ich nur sterben und zu meiner Mutter in den Himmel kommen könnte!“ Auf diesem heissen Wunsch ruhte er zuletzt ein wenig aus. Ja, er fasste sogar die Möglichkeit von dessen Erfüllung allgemach ins Auge. Er hatte in der Schule die Geschichte von zwei Kindern gehört, die sich im tiefen Winterwalde verirrt hatten. Von Hunger und Müdigkeit überwältigt, waren sie unter einer Tanne eingeschlafen und am Morgen tot aufgefunden worden. Und der Lehrer, der es doch wissen musste, hatte erzählt, dass die Kinder von allem nicht das Geringste gemerkt und keinerlei Schmerzen empfunden hätten.

In kurzem war Jaköblis Entschluss gefasst. Sobald im Dorf alles still und dunkel war, wollte er sich in den Wald hinaufmachen, so weit ihn die Füsse trugen. Wer weiss — vielleicht, wenn er jetzt noch einmal recht schön betete . . .

Und er sagte leise seine Sprüchlein her, alle die er konnte; so gläubig und inbrünstig, wie er's lange nicht mehr getan hatte. Darüber fielen dem müden Knaben die Augen zu, und er schlief unvermerkt ein.

Sein Schlaf war aber nicht ein süsser, seliger Kinderschlaf; ein sonderbarer Traum beunruhigte seine halbwache Seele. Das arme, verachtete Weihnachtsbäumchen stand vor ihm. Und dann war es doch wieder kein richtiges Bäumchen, es hatte ein Gesicht und konnte reden. „Trag' mich fort in den Wald," bat es eindringlich; „mein Wurzelstock weint nach mir. Ich will eine grosse Tanne werden, so hoch wie ein Kirchturm!"

„Ja ja, ich komme!" sagte Jaköbli ganz laut. Und er richtete sich traumhäuptig auf, nicht wissend, was er tat. Mehr schlafend als wachend tastete er sich nach der angelehnten Türe. Er stapfte auf dem knirschenden Hartschnee des schmalen ausgeschaufelten Pfades nach dem Hofraum hinab, nahm das immer noch hilflos am Rand der Dungstätte liegende Weihnachtsbäumchen auf die Schulter und watete mitten durch den knietiefen Schnee die Wiesenhalde hinauf dem schwarzen Tannenwalde zu, immer noch halb vom Traum umfangen, ohne klares Bewusstsein. Der Schweiss tropfte ihm von der Stirne; sein Atem ging mühsam. Und es dünkte ihn, dass das Bäumchen auf seiner Achsel nach und nach schwerer würde.

„Gottlob!" keuchte er, als er endlich den Waldrand erreicht hatte. Aber das Tännchen war noch nicht zufrieden. „Weiter hinauf!" bettelte es. „Hier kann ich nicht sein, die grossen Bäume würden mich mit ihrem Schatten erdrücken! Ich muss bei meinen Schwestern und Brüdern leben! Bitte, bitte!"

Jaköbli nahm alle seine Kräfte zusammen und versuchte es noch einmal. Er war jetzt auf Augenblicke ganz wach und besann sich genau auf den Platz droben im Geissholz, wo das Tännchen gestanden hatte. Aber in seinem Eifer, den nächsten Weg zu finden und damit seine grosse Mühsal zu verkürzen, verlief er sich erst recht, also, dass er in kurzem gar nicht mehr wusste, wo er war und sich ohne Ziel und Richtung weiterschleppte, nur noch von einer dumpfen Not getrieben, bis er zuletzt am Ende seiner Kräfte war und auf einer Waldlichtung erschöpft hinsank, um allsogleich wieder in Schlummer und Traum zu verfallen.

Mit merkwürdig klaren Sinnen konnte er jetzt wahrnehmen, wie das Tännchen neben ihm sogleich Wurzeln schlug, wie es vor seinen Augen langsam emporwuchs und in glückhaftem Gedeihen Ast und Wipfling trieb. Und unversehens war es ein grosser, mächtiger Weihnachtsbaum, mit hundert und hundert Kerzenlichtern übersät, also, dass der Wald ringsum von der gelben Helle wunderbar erfüllt wurde. Am Stamme des Lichterbaumes aber sass Brunnhofers Anni, sie wiegte ihre einarmige Puppe in Schlaf und sang dazu:

Bäbi, tue dini Äugli zue,
Bruchsch dänn weder Strümpf no Schueh:
Übers Johr, dänn si' mer rych,
Muescht en Christbaum ha wie-n-ich.
Schlofe, Bäbi, schlofe! . . .

Die Helligkeit trat so nahe und so grell vor Jaköblis Sinne, dass er darob aufwachte. Wie er sich mit steifen Fingern die Augen ausrieb, nahm er wahr, dass der alte Brunnhofer, Annis Grossvater, mit brennender Laterne dicht neben ihm stand.

Mit plötzlicher Bestimmtheit besann er sich auf alles. Sein ganzes Denken war augenblicklich auf Flucht gerichtet. Ohne lang zu überlegen, schoss er auf, um neben dem alten Mann vorbei ins nahe Dickicht zu entkommen.

Der Brunnhofer hielt ihn mit gelassener Überlegenheit fest „Nu g'stät, Büebli, nu g'stät!“ sagte er. Doch der Ton seiner Rede war weich und freundlich, und Jaköbli verlor sogleich etwas von seiner grossen Angst.

Der Bauer führte ihn am Händlein nach der gebahnten Waldstrasse hinüber und ins Dorf hinab. „Man tut dir nichts; du musst dich nicht fürchten,“ redete der sonst Wortkarge dem noch immer zögernden Knaben wiederholt zu. „Sei froh, dass ich noch einmal nach dir suchen ging, und dass die Stapfen im Schnee mir deine Spur gezeigt haben. Sonst wärest du am Morgen tot.“

Das verschneite Dorf lag im tiefen Schlafe; nur die Fenster des Brunnhofes waren noch freundlich erhellt. Als die beiden Nachtwanderer in die warme Stube traten, kam ihnen die Bäuerin, die wartend am Tisch gesessen, mit einem leisen „Gottlob“ entgegen. Stillschweigend setzte sie dem Knaben warme Milch und Brot vor und hiess ihn essen.

„Hest, wir haben schon gefürchtet, es sei dir in der kalten Nacht etwas zugestossen,“ sagte sie nach einer Weile. „Das wäre dann recht traurig gewesen.“

Und als er gegessen hatte, setzte sie sich ihm dicht gegenüber auf einen Stuhl. Sie legte ihm ihre grobe, rissige Hand auf den Kopf und machte, dass er ihr sein Gesicht zuwenden musste.

„Sag' mir jetzt alles, wie wenn ich deine Mutter wäre,“ bat sie eindringlich. „Es kann sein, was es will, du hast einen guten Willen bei mir. Wenn ich gestern früher dazu gekommen wäre, hätte dir auch nicht so geschehen dürfen.“

Da erzählte er ihr unter Schluchzen und Weinen, wie er bloss dem armen Weihnachtsbäumchen, das ihn so sehr gedauert, einen kleinen Gefallen habe tun wollen.

Sie bekam nun auch das Wasser in die Augen. „Ich glaub' dir das,“ sagte sie. „Auch wenn es dir sonst kein Mensch glauben würde, ich weiss, dass du die Wahrheit sagst. Halt weil ich auch einmal ein Kind gewesen bin. Und ich habe schon länger auf dich acht gegeben und etwas im Sinn gehabt. Von jetzt an bist du bei uns daheim.“

So hat der kleine Jaköbli an sich erfahren, dass man mit dem Gutsein nicht schlecht fährt, wenn man auch manchmal ein wenig darum leiden muss.

Es ist ihm noch wohl gegangen im Leben. Er ist mit den Jahren ein starker Knecht und zum Ende ein Bauer geworden und das Anni seine Frau.

Das Christbäumlein, um das er aus einem unguten Haus in ein gutes gekommen, bewahrt er noch heute als Andenken auf, ob es gleich nicht mehr viel vorstellt.